

An abstract painting of a tree branch in shades of green and brown, with a textured, almost calligraphic style.

Klaus Marxen

Schießbefehl

Roman



Böhland & Schremmer



Klaus Marxen

Schießbefehl

Roman



Böhland & Schremmer Verlag

Erster Teil

(1996)

Kapitel 1

Der Backshop

Der Morgen dämmt herauf, dennoch herrscht nächtliche Dunkelheit in der schmalen Seitenstraße. Eine tief hängende Wolkendecke verhindert, dass der Schimmer durchdringt, den die Sonne vorausschickt. Unvermindert grell strahlt ein roter Neonschriftzug: »Backshop«.

Doch die meisten Passanten nehmen auf ihrem frühen Weg zur Arbeit die Leuchtreklame zunächst gar nicht wahr. Ihre Nacken sind gebeugt, ihre Köpfe gesenkt, ihre Augen auf den Boden gerichtet, weil sie noch müde sind oder weil sie es eilig haben und in der Dunkelheit nicht stolpern wollen oder weil sie bereits den Druck der Arbeit spüren, die auf sie wartet.

Aber dann werden sie, kurz bevor sie vorbeihasten, doch aufmerksam. Eine Pfütze auf dem Bürgersteig spiegelt die Schrift wider. Vorsichtig umgehen sie das Hindernis. Einige Unachtsame tapfen hinein und ärgern sich über die Spritzer an ihrer Kleidung.

Alle werfen sie einen raschen Blick in die neue Bäckerei, die an diesem frischen Aprilmorgen des Jahres 1996 im südlichen Potsdam erstmals geöffnet hat. Einige überlegen. Hineingehen? Ach nein, jetzt nicht, keine Zeit. Aber vielleicht demnächst einmal. Vielleicht auch schon auf dem Rückweg von der Arbeit. Sieht jedenfalls ganz nett aus.

Deckenlampen werfen warmes Licht auf die rückwärtige Wand. Dort stellt ein großes Regal dicht an dicht liegende Brotlaibe unterschiedlichster Sorten zur Schau. Im unteren Bereich bieten prall gefüllte Kästen Brötchen an, sortiert nach Getreideart,

Geschmacksrichtung, Beigemischtem und Draufgestreuselt. Daneben blitzt das Chrom einer großen Kaffeemaschine. Davor, in der Vitrine des Verkaufstresens, bestrahlt helles Neonlicht Bleche mit Kuchen und belegten Brötchen. Mehrere Tische mit frischen Frühlingsblumen in kleinen Vasen auf umhäkelten Deckchen laden ein, sich mit einer Tasse Kaffee und einem belegten Brötchen oder einem Stück Kuchen niederzulassen.

Drei Monate später hat der Backshop den Kampf mit der Eckkneipe um die Kundschaft für sich entschieden. Nur die Säuer halten der Kneipe noch die Treue. All diejenigen, die dort gelegentlich einen Morgenkaffee oder tagsüber Bier, Cola, Fanta oder Mineralwasser getrunken und manchmal Schnitzel, Würstchen oder Buletten mit Kartoffelsalat gegessen haben, sind zum Backshop übergelaufen.

Viele frühstücken regelmäßig hier. Einige schon sehr früh und eilig auf dem Weg zur Arbeit, die meisten gemächlich am späten Vormittag. Zu ihnen gehören die ihrer Wohnungseinsamkeit entflohenen Rentner, die eine Apfeltasche oder eine Zimtschnecke bedächtig zerkauen und dabei selbstvergessen in der Kaffeetasse rühren. Auch die Dauerarbeitslosen sind dann anzutreffen, die nach dem häuslichen Morgenbier mit einem Käse- oder Wurstbrötchen die erste, möglicherweise auch einzige feste Nahrung des Tages zu sich nehmen. Und die schwergewichtigen alleinerziehenden Mütter, die Süßigkeiten in die Mäuler ihrer quengelnden Kleinkinder stopfen, um sich ungestört unterhalten zu können.

Ab zwölf Uhr kommen Handwerker, Postboten, Büromenschen und gelegentlich auch Polizisten. Sie alle brauchen Kräftiges, ein Brötchen mit schnittlauchgarniertem Rührei etwa oder ein Mettbrötchen mit reichlich Zwiebeln. Nachmittags kehren viele der Vormittags- und Mittagsgäste ein weiteres Mal ein, für eine Tasse Kaffee mit einem Pflaumenkuchen, einer Apfelschnitte oder einem Windbeutel.

Es geht weiter voran. Mitte August wird neues Mobiliar angeliefert. Nun nimmt eine dunkelbraune Resopalplatte die ganze Länge des großen Fensters zur Straße hin ein. Davor stehen

fünf hohe metallene Drehsessel, deren Sitzflächen und Rückenlehnen hellbraun gepolstert sind. Sie sollen die Einsamen von den Vierertischen weglocken, die sie stundenlang besetzt halten und mit kalt abweisender Miene gegen jede Annäherung verteidigen.

Die Platte und die Sessel versprechen Gleiches wie Theke und Barhocker in der Kneipe. Hier brauchst du nicht zu fragen, ob du dich setzen darfst, hier kannst du ganz für dich sein, und es muss dich nicht kümmern, wer rechts oder links neben dir sitzt. Die Plätze auf den Drehsesseln stellen sogar noch mehr in Aussicht. Hier hast du das bewegte Leben auf der Straße vor Augen, und die Glasscheibe schützt dich davor, teilnehmen zu müssen.

Das Angebot wird bereitwillig angenommen. Zu denen, die sich gern auf einen der Sessel schwingen, gehört Heribert Glass.

Als er an einem klaren, kühlen Septembermorgen gegen neun Uhr den Backshop betritt, erfasst er mit schnellem Blick, dass sein Lieblingsplatz frei ist, der ganz links stehende Sessel. Der bietet den besten Ausblick auf das Straßengeschehen. Den soll ihm niemand wegnehmen.

Eilig hängt er seinen grauen Mantel an die Garderobe, zupft auf dem Weg zum Tresen sein dunkelblaues Sakko zurecht und bestellt dort ein Käsebrötchen, ein Buttercroissant und einen Milchkaffee. Danach geht er mit verhaltenen Schritten, das Tablett vorsichtig balancierend, auf den Sessel zu. Nach einigen Metern wird sein Gang sicherer. Kurz vor seinem Ziel bringt ihn die Vorfreude auf den Frühstücksgenuss und auf den Ausblick sogar dazu, einige lockere Schritte zu wagen, fast ein leichtes Tänzeln. Er nimmt Platz.

Die Szene, die sich kurz darauf direkt vor dem Fenster ereignet, wäre ein nicht weiter berichtenswerter Vorgang geblieben, hätte nicht gerade er, Heribert Glass, sie wahrgenommen. Nachdem er das Tablett abgestellt und sich gesetzt hat, tunkt er das Croissant in den Milchkaffee und führt es zum Mund. Dabei blickt er auf. Er hält inne. Aus dem Croissant lösen sich zögerlich Kaffeetropfen und zerplatzen auf dem braunen Resopal.

Zweiter Teil

(1985/1986)

Kapitel 1

Es hätte nicht dazu kommen dürfen

Eine graue Welt. Novembergrau in allen Abstufungen. Bleigrau die leicht nieselnden Wolken, schiefergrau das Gebirge in der Ferne, betongrau die Flachdachkasernen, braungrau das Exerziergelände, fahlgrau die Dienstuniformen. Es weht ein scharfer, kalter Nordwestwind.

In der Mitte des Geländes stehen dreiundzwanzig junge Soldaten der Größe nach nebeneinander aufgereiht. Davor, in einem Abstand von etwa zwanzig Metern, stehen drei Unteroffiziere und ein Feldwebel zusammen.

Die Soldaten müssen warten, unter ihnen Robert Rust. Er hat Zeit zum Nachdenken.

Hier bin ich nach der Grundausbildung also gelandet. Grenzkompagnie im Harz, einsame Gegend, trostlos. Sie lassen uns rumstehen, die Neuen, die Frischlinge, die Spritzer. Bald werden sie sich über uns hermachen. Die freuen sich schon drauf, die vier da drüben. Aber erst noch ein paar salbungsvolle Worte vom Kompaniechef. Doch der lässt sich Zeit, viel Zeit.

Dabei hat uns dieser Feldwebel schon eine halbe Stunde lang über den Platz gescheucht. Im Gleichschritt Marsch, links ... zwei ... drei ... vier, links ... zwei ... drei ... vier, links schwenkt Marsch ... geradeaus und so weiter und so weiter. Das Übliche eben. Dann wieder das Antreten in einer Reihe. Immerhin kam dann noch das Rührt-euch!. Und nun warten wir und warten und warten.

Der kleine Feldwebel führt offenbar das Wort, die anderen sind wahrscheinlich die Gruppenführer, denen wir zugeteilt

werden. Ziemlich kräftig der Feldwebel. Bulliger Typ. Strammer Uniformsitz. Scharfer Befehlston. Vor solchen muss man sich in Acht nehmen.

Jetzt noch zwölf Monate. Wie soll ich das aushalten? Die wollten sogar, dass ich drei Jahre mache. Damals beim Wehrkreis-kommando. Haben gedroht: Sonst wird es nichts mit dem Platz an der Bibliothekarsschule in Leipzig, junger Freund. Der war mir schon zugesagt. Ich wollte da unbedingt hin. Weg aus Kargelow und Wersin. In die Großstadt. Und Lisa sollte nachkommen, wenn sie mit der Schule fertig ist. War mühsam, das mit den drei Jahren abzuwenden. Aber dann zur Grenztruppe, hieß es. Wie sollte ich da noch widersprechen?

Am liebsten hätte ich ganz verweigert. Dienst ohne Waffen, Bausoldat. Aber damit hätte sich Leipzig auf jeden Fall erledigt. Und wer weiß, welche Schwierigkeiten sie mir außerdem noch gemacht hätten.

Also Grenze. Sechs Monate Grundausbildung, das war schon schlimm genug. Dieses Gebrülle, Schikanieren, Erniedrigen. Und dann die Phrasendrescherei: Ehrenpflicht, zum Wohle unseres Volkes, erbitterter Kampf gegen das Monopolkapital, Soldatengemeinschaft, Verteidigung der Errungenschaften des Sozialismus.

Überhören, weghören – wie soll man das sonst aushalten? Hatte ich mir ja schon in der Schule angewöhnt, wenn's politisch wurde. Aber gut ist das nicht. Man stumpft ab, nimmt alles hin, wird wie alle anderen. Immerhin haben sie mich körperlich nicht kleingekriegt. Da haben andere viel schlimmer gelitten.

Der Feldwebel guckt zu uns herüber. Meint er mich? Guckt jedenfalls in meine Richtung. Spricht dabei mit den anderen. Die sehen auch her.

Oder ist der neben mir gemeint? Der fällt irgendwie auf, hat das Käppi ziemlich windschief auf dem Kopf, und wirkt so widerwillig, wie er da steht, so abwesend, auch schon vorhin beim Marschieren. Den werden die sich sicher merken.

Wann es wohl losgeht mit dem Grenzdienst? Seit drei Tagen sind wir hier. Eigentlich ist alles erledigt. Wir sind auf die

Stuben verteilt und haben an Ausrüstung gekriegt, was fehlte. Jetzt werden sie uns noch die Waffenkammer zeigen und die Kalaschnikows zuteilen. Und dann geht's los. An die Grenze.

Wie die mich wohl einsetzen? Am besten kein Grenzdienst vorne, nur Hinterlandsicherung oder auch nur Kasernendienst. Aber da hätte ich in der Ausbildungskompanie wohl mehr Widerstand leisten müssen. Hat wahrscheinlich nicht gereicht, dass ich immer gemauert habe, wenn's politisch wurde. Vielleicht hätte ich öfter mal widersprechen oder irgendwie sonst rebellieren sollen. Doch da war immer die Sache mit Leipzig. Ich hatte Angst, die streichen mir den Platz. Am besten nicht weiter aufpassen, habe ich gedacht. War das Feigheit? Egal, jetzt ist es zu spät. Ich muss abwarten, was kommt.

Und wenn die mich nach vorn an die Grenze schicken, was dann? Wie konnte ich da bloß hineingeraten? Ich hätte das verhindern müssen. Irgendwie. Von vornherein. Es hätte nicht dazu kommen dürfen.

Dritter Teil

(1996)

Kapitel 1

Eisbein bei »Walloschke«

»Nun schau nicht so angewidert. Das schmeckt großartig, glaub mir.« Nora Meister lacht ihre Mitarbeiterin und Freundin Irma Mangold an. Beide sitzen sich auf derben Bauernstühlen an einem Tisch in Hannovers Traditionslokal »Walloschke« gegenüber. Vor beiden stehen ein Eisbeingericht und ein Glas Bier. »Du musst das Eisbein längs aufschneiden, dann fällt es auseinander. Wenn du das Fett nicht magst, schieb es beiseite. Aber das Fleisch darunter wird dir schmecken. Es ist ganz zart.«

Irma pickt mit der Gabel in die Kruste und beginnt, vorsichtig mit dem Messer hineinzuschneiden. Tatsächlich öffnet sich das Eisbein, das Fett quillt hervor und darunter zeigt sich rosafarbenes Fleisch. Sie schaut weiterhin mit skeptischem Blick auf den Teller.

Nora greift zum Bierglas. »Dann lass uns erst einmal was trinken. Vielleicht fällt es dir danach leichter.«

Nachdem beide angestoßen, getrunken und die Gläser wieder abgesetzt haben, fragt sie: »Irma, weißt du eigentlich, warum ich dich heute eingeladen habe?« Die schüttelt den Kopf.

»Denk mal nach. Wir haben heute den achtundzwanzigsten September ... fällt's dir immer noch nicht ein? Zehn Jahre ist es her, da haben wir am Maschsee zusammengesessen, sind danach ins Geschäft gegangen, und ich habe es geschafft, dich davon zu überzeugen, bei mir anzufangen. Genau vor zehn Jahren war das, an einem Sonntag. Für mich war das ein Glückstag. Ich habe nicht nur die beste Mitarbeiterin gewonnen, die ich mir vorstellen konnte, sondern auch eine Freundin.«

Sie greift zu Messer und Gabel und beginnt ihrerseits, das Eisbein auf ihrem Teller zu zerlegen. Dabei spricht sie weiter. »Du wohnst ja nun auch schon seit zehn Jahren hier. Vielleicht ist Hannover zu einer neuen Heimat für dich geworden. Daher habe ich gedacht, wir sollten zur Feier des Tages einmal etwas aus der hiesigen Küche essen, gutbürgerlich, wie es heißt. Komm, sei mutig. Es wird dir schmecken.«

»Danke für die Einladung.« Irma lächelt, blickt immer noch etwas unsicher, macht sich dann aber daran, das Eisbein so zu zerteilen, wie Nora es vormacht.

Nach gut einer Stunde haben die Frauen das Essen beendet. Nora bestellt für beide noch ein Glas vom hausgemachten Schnaps. »Der gehört dazu, Irma«, sagt sie. »Aber bevor wir anstoßen, muss ich noch eine kleine Rede halten. So unter uns. Die hat mit den zehn Jahren zu tun.«

Sie schaut nach unten, sammelt sich, blickt wieder auf und sieht Irma an. Wohlwollend ist ihr Blick, aber auch ein wenig ernst, und die Stimme klingt etwas förmlich.

»Liebe Irma, ich habe dir so viel zu verdanken. Ich säße hier nicht, glücklich und zufrieden, wenn ich dich nicht in den vergangenen zehn Jahren an meiner Seite gehabt hätte. Es hat damals nur wenige Wochen gedauert, da hattest du dich in alles eingearbeitet. Mit den Kundinnen umgehen, das konntest du von vornherein. Doch wie du dann das noch Wichtigere, das Geschäftliche, in kurzer Zeit erfasst hast, da habe ich nur gestaunt. Und ich habe mich gefreut, denn du konntest mir so viel abnehmen. Geschmack und Geschick hast du dann auch bewiesen, wenn wir zusammen beraten haben, welche Ware wir wo bestellen. Von dir kamen bald auch diejenigen Ideen, die uns vorangebracht haben, so dass wir uns räumlich vergrößern und noch zwei Verkäuferinnen einstellen konnten. Dein Vorschlag war es, dass wir uns umbenennen, vom langweiligen ›Meisterkleidung‹ zu ›Nora‹. Und von dir stammt die Idee mit den beiden Markennamen. ›Young Lady‹ für die jüngeren Frauen und ›Lady‹ für die nicht mehr ganz so jungen Damen. Das passte ja auch zu uns beiden. Du die Jüngere und ich die Ältere. Mit der

entsprechenden Kleidung haben wir uns dann den Kundinnen gezeigt. Und ...», sie beginnt zu lachen, »so sitzen wir uns jetzt ja auch gegenüber, Young Lady und Lady.«

Irma stimmt in das Lachen ein. Sie zupft an ihrem weißen T-Shirt mit einem Blumenmuster in kräftigen Farben, das sie zu einer edlen Jeans und einem pinkfarbenen Blazer trägt, während Nora in ihrem hellblauen Kostüm mit knielangem Rock und taillierter Jacke das burgunderrote Halstuch über der silbern glänzenden Bluse zurechtrückt.

Beide lachen herzlich. Nora greift zum Schnapsglas, Irma tut es ihr gleich. Sie stoßen an, trinken und schütteln sich, nachdem sie das scharfe Getränk hinuntergeschluckt haben.

Immer noch lachend spricht Nora weiter: »Ach Irma, ich hatte mir eine so schöne Rede überlegt. Mit dem Danken hatte ich ja schon angefangen. Das sollte noch weitergehen. Und dann wollte ich es spannend machen mit einem Höhepunkt zum Schluss.

Aber jetzt ist alles weg. Nur das Wichtigste, das habe ich behalten. Irma, ich möchte dir das Geschäft übergeben. Möglichst bald.

Ich bin jetzt fünfundsechzig. Die Kräfte lassen nach und ich habe Mühe, Schritt zu halten mit all den Neuheiten in der Mode und im Geschäftsbetrieb. Du machst ohnehin schon das meiste. Ich will dich auch nicht allein lassen. Wenn du möchtest, helfe ich dir noch ein wenig im Laden. Und was das Finanzielle angeht, da werden wir uns sicherlich einig. Was hältst Du davon, Irma? Ich wäre überglücklich, wenn du einverstanden wärst.«

Sie beugt sich über den Tisch, schaut Irma an und fasst deren Hände. Irma senkt den Kopf. Es ist eine Zeitlang still. Dann zieht Irma langsam ihre Hände zurück. Sie lehnt sich zurück und blickt Nora ungläubig, gerührt und mit einem zitternden Lächeln an.

Sie räuspert sich. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Nora. Es ist eine solche Überraschung. Du hast von Dankbarkeit gesprochen. Wie viel mehr muss ich dir danken. Damals, vor zehn Jahren, stand ich allein, hatte Schreckliches erlebt und wusste

nicht, wie ich mich nach der Flucht in dieser anderen Welt zurechtfinden sollte. Du hast mir weitaus mehr gegeben als einen Arbeitsplatz. Du hast mir Mut gemacht, hast mich aufgebaut und gefördert, wo du nur konntest, und hast mir die Familie ersetzt, die ich verloren hatte.

Wenn du wirklich möchtest, dass ich das Geschäft übernehme, dann will ich das tun, Nora. Aber du musst mir helfen, solange es geht, bitte.

Und dann habe ich noch eine Bitte. Ich brauche noch ein wenig Zeit. Ich muss vorher etwas Dringendes erledigen. Wie lange das dauert, weiß ich nicht, vielleicht zwei oder drei Wochen, vielleicht auch länger. Ich hätte dich ohnehin demnächst um Urlaub gebeten.«

»Es geht um damals, nicht wahr, um deine Flucht?«

Irma nickt.

»Ich weiß, wie sehr dich die Erinnerung gequält hat. Du hast gemeint, dass du damit zurechtkommst und dass dir das im Laufe der Zeit immer besser gelingt. Aber so ist es dann wohl doch nicht. Oder gibt es irgendwelche Neuigkeiten? Hat sich jemand bei dir gemeldet oder hast du sonst Neues erfahren? Was willst du unternehmen? Kann ich dir dabei helfen?«

Irma ergreift ihr leeres Schnapsglas, hebt es und dreht es verlegen hin und her. »Ich habe da jemanden kennengelernt. Schon vor einiger Zeit ...«

Nora unterbricht sie und fragt neugierig: »Ist das der, der dich neulich nach Feierabend abgeholt hat? Sieht nett aus. Was Ernsthaftes?«

Irma lacht. »Ach Nora, du möchtest immer, dass ich unter die Haube komme. Schlag dir das aus dem Kopf. Eine dauerhafte Bindung ist nichts für mich. Mir reicht Bekanntschaft, Freundschaft und manchmal, wenn es passt, auch eine Beziehung. Ob kürzer oder länger, das will ich entscheiden können.« Etwas leiser fügt sie hinzu: »Noch einen Verlust könnte ich nicht ertragen.«

Sie stellt das Schnapsglas wieder auf den Tisch. »Also der, mit dem ich mich seit einiger Zeit treffe, ist Anwalt. Dem habe ich

von meiner Flucht und von dem Tod meines Freundes erzählt. Und der hat gemeint, dass sich dazu einiges herausfinden lässt. Wegen der Todesschüsse an der Grenze hat es Strafverfahren gegeben. Er hat gute Verbindungen zu einigen Richtern und Staatsanwälten in der Strafjustiz und könnte herausbekommen, ob es auch in dieser Sache ein Verfahren gegeben hat. Außerdem hat er vorgeschlagen, ich sollte bei der Behörde für die Stasi-Unterlagen in Berlin anfragen, ob es Akten über mich, über meine Flucht und den Tod meines Freundes gibt. Ich habe dort einen Antrag gestellt. In zwei Wochen habe ich einen Termin zur Akteneinsicht.

Und der Anwalt, also der, mit dem ich mich seit einiger Zeit treffe ...«, sie lacht, »der hat auch bereits herausgefunden, dass ein Strafverfahren wegen des Vorfalls in der Silvesternacht eingeleitet worden ist, aber schon seit Jahren nicht vorankommt. Der Soldat, der geschossen haben soll, hat große psychische Probleme und kann sich an das Geschehen an der Grenze nicht mehr erinnern. Es war ein zweiter Soldat dabei, aber den hat man bisher trotz aufwändiger Suche nicht ausfindig machen können. Sonstige Zeugen, die man befragt hat, konnten über den Vorgang selbst nichts aussagen. Außerdem hat sich aus einem Untersuchungsbericht von damals ergeben, dass der Schuss das Bein getroffen hat und der Tod erst durch Verbluten eingetreten ist, so dass zweifelhaft ist, ob der Soldat mit Tötungsabsicht geschossen hat. Im Übrigen hat die Zuständigkeit bei der Staatsanwaltschaft mehrfach gewechselt, so dass immer noch nicht entschieden ist, ob es zur Anklage kommt oder das Verfahren eingestellt wird. Immerhin weiß ich jetzt, wie der Soldat heißt, der geschossen hat, und dass er in einem Heim für psychisch kranke Menschen in Potsdam wohnt. Mit dem würde ich gern reden.«

Nach einer Pause fügt sie hinzu: »Außerdem möchte ich gern einige Familienbesuche machen. Mit meinen Schwestern habe ich Kontakt. Mit meinen Eltern, vor allem mit meinem Vater, ist es weiterhin schwierig. Aber vielleicht lassen sie mich ja herein, wenn ich vor der Tür stehe.«

»Ach Irma, hoffentlich geht alles gut und hoffentlich hilft es dir. Natürlich kannst du fahren. Ich komme schon einige Zeit allein zurecht. Wann soll es denn losgehen?«

»In zwei Wochen. Am Montag, dem vierzehnten Oktober, habe ich den Termin für die Einsicht in die Stasi-Unterlagen. Ich hoffe, ich weiß dann mehr und kann mir genauer überlegen, was ich noch tun kann, um mir Klarheit zu verschaffen«

»Aber bis Ende des Jahres bist du zurück?«

»Ganz sicher, wahrscheinlich schon sehr viel früher.«

»Dann machen wir Anfang des neuen Jahres die Geschäftsübergabe und feiern ein großes Fest. Ich freue mich ja so, dass du zugesagt hast. Komm, lass uns darauf noch einen Schnaps trinken.«

Nora winkt dem Kellner.

Gesäuberte Akten und ein Selbstmord

Acht Stunden lang, von morgens um neun bis nachmittags um fünf, hat Irma Mangold geblättert und gelesen. Nicht systematisch, das war gar nicht möglich, zu zahlreich die Akten, zu verwirrend die Anordnung der Blätter. Aber ohne sich eine Pause zu gönnen.

Sie hat durchaus einiges verstanden. Warum hätte sie sonst einige Male leise geweint? Aber begreifen, wirklich begreifen kann sie das Ganze nicht. Sie ist verwirrt und fühlt sich leicht betäubt. Dazu hat auch das helle Neonlicht im Lesesaal beigetragen. Außerdem, das fällt ihr jetzt beim Verlassen des Hauses ein, hat sie seit dem Frühstück im Hotel keinen Bissen mehr zu sich genommen und nur im Toilettenraum rasch ein wenig Wasser getrunken.

Am Ausgang rutscht sie von einer steinernen Stufe ab und taumelt. Immerhin erleichtert ihr die frische Luft das Atmen. So recht orientieren kann sie sich aber noch nicht. Die Dämmerung hat bereits eingesetzt, und es herrscht trübes Wetter an diesem 14. Oktober in Berlin.

Aus dem Lesesaal der Behörde für die Stasi-Unterlagen hat sie eine Vielzahl an Eindrücken mitgenommen, die sie nicht überschauen oder gar einordnen kann. Zuletzt hat ihr eine Mitarbeiterin noch einiges erklärt. Sie hat angestrengt zugehört, aber vieles nicht verstanden. Gefragt hat die Mitarbeiterin schließlich, ob sie wiederkommen wolle, dann würde sie die Akten zurücklegen. »Nein, nein« war ihre rasche Antwort gewesen. Die Tortur des Blätterns und Lesens würde sie nicht noch einmal aushalten können.

Jetzt geht sie, immer noch verwirrt und benommen, durch einige dunkle Straßen, bis sie an eine breite, stark befahrene Allee gelangt. »Unter den Linden« liest sie auf einem Straßenschild. Nun weiß sie, wo sie ist. Als Kind ist sie dort mit den Eltern bei einem Sonntagsausflug gewesen.

Ganz anders als damals sieht die Straße jetzt aus, helle Beleuchtung, viele neue Gebäude, bunte Reklame. Sie sucht nach

einem Restaurant. Ganz in der Nähe ist eines, das für Touristen altberlinerisch aufgemacht ist. Das ist ihr egal. Sie muss dringend etwas essen, und sie braucht einen Platz, auf dem sie in Ruhe nachdenken kann. Noch hat der Abendbetrieb nicht eingesetzt. Sie findet einen freien Tisch in einer Ecke und bestellt eine Currywurst mit Kartoffelsalat, dazu ein Mineralwasser.

Wurst und Salat sind gegessen, das Wasser ist getrunken. Jetzt braucht sie noch einen Becher Kaffee, um ihre Müdigkeit zu überwinden und wieder zu sich zu finden.

Doch auch danach gelingt es ihr nicht, Klarheit in ihre Erinnerung an das Erlebte zu bringen. Nach wie vor kreisen die Gedanken, lassen sich nicht fassen.

Sie gibt den Versuch auf, schaut vor sich hin und wartet. Sie wartet darauf, dass ein Gedanke ausbricht aus dem Wirbel, vor sie hintritt wie ein plötzlicher Gast, sich vorstellt und auf einem der drei leeren Stühle am Tisch Platz nimmt.

Da ist er, der erste Gedanke, ein schrecklicher Gedanke.

Wie ist es Peter ergangen in den letzten Minuten seines Lebens? Drei bis vier Minuten sollen es gewesen sein, die er nach dem Schuss in den Oberschenkel noch gelebt hat. So stand es in dem Untersuchungsbericht der Stasi. Ob er große Schmerzen gehabt hat? Ob er um Hilfe geschrien hat? Ob er, so kurz vor dem Tod, nach jemandem gerufen hat? Vielleicht nach seiner Mutter. Die hat er geliebt. Das hat er mir erzählt. Nach seinem Vater sicherlich nicht. Den hat er gehasst. Ob er an mich gedacht hat?

Rasch ist dieser Gedanke wieder verschwunden. Ein anderer hat ihn erst übertönt und dann verdrängt, einer der noch schrecklicher ist.

Giersch war dabei! Ich habe es geahnt, jetzt bin ich mir sicher. Klar zu lesen war, dass der zweite Posten vor Ort ein Feldwebel war. Der Name war geschwärzt, aber nicht gut genug. Immer wieder einmal waren Teile zu entziffern. Es gibt keinen Zweifel: Giersch war dabei.

Dem ist alles zuzutrauen. Ob der gewusst hat, dass Peter und ich zusammen waren? Dann wäre es ihm nur recht gewesen, dass Peter starb und dass er vorher noch Qualen erleiden musste.